Der deutsche Landwirt in Kleinpolen

Vierzehntägig erscheinende Beilage zum „Ostdeutschen Volksblatt", herausgegeben unter Mitwirkung des Verbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften in Kleinpolen

Nr. 25 | Lemberg, am 2. Christmont | 1928

Umschau

Ernste Ding, lächelnd besprochen von einem lateinischen Bauern.

Heutzutage lernen die Buben schon in der Volksschule das Wesen der Dampfmaschine kennen. In der Tat ist das Ding so einfach, daß auch einem Kindergehirne das Begreifen nicht schwer fällt. In geschlossenem Raume wird mittelst Kohle oder eines andern Heizstoffes Wasser verdampft. Hierdurch entsteht eine gewisse Spannung, die sich als Druck auf die Wände des Dampfkessels äußert. Leitet man diesen Druck bald auf die eine, bald auf die andre Seite eines Kolbens, der einem Zylinder eingepaßt ist, so wird dieser Kolben hin- und hergetrieben. Die geradlinige Bewegung läßt sich durch eine Kurbel leicht in eine drehende umwandeln und die drehende ist durch Riemen oder Zahnrad ebenso leicht übertragbar.

Bei Explosionsmotoren wird zur Erzeugung des Druckes nicht Dampf, sondern das bei der Verbrennung entstehende Gas benützt.

Als Brennstoffe kommen vor allem Kohlenstoff und Kohlenwasserstoffe in Betracht. Andere brennbare Stoffe spielen in der Praxis keine Rolle.

Was wir verbrennen ist fast ausnahmslos organischen Ursprunges, stammt also mittelbar oder unmittelbar aus dem Pflanzenreiche und ist aufgespeicherte Sonnenkraft. Auch Wasser- und Windkraftwerke sind Nutznießer der Sonne. Alles Leben und alle Bewegung auf Erden stammt einzig und allein vom Tagesgestirn. Wohl wissen wir, daß unermeßliche Kräfte in den Stoffen selbst enthalten sind; was wir aber bisher nutzbar machen konnten, ist nicht der Rede wert; auch das, was die Natur freiwillig gibt, z. B. die Ausstrahlungen der radioaktiven Elemente d. i. der ständig zerfallenden und sich umwandelnden Grundstoffe wäre nicht imstande, Leben und Bewegung auf Erden aufrecht zu erhalten.

Der Körper eines Säugetieres gleicht in vielen Stücken der Dampfmaschine, nur ist er ständig in Betrieb und erhält sich selbst. Ueberhaupt ist alles, was der Mensch baut, verglichen mit dem, was die Natur schafft, arge Stümperei. Ginge der Tierkörper mit den ihm zugeführten Stoffen so verschwenderisch um wie die Dampfmaschine, könnten wir unser Vieh nicht erfüttern. Vielleicht gibt es heute schon Dampfmaschinen, die ein Drittel der in der Kohle steckenden Kraft nutzbar machen, höher wird das aber kaum gediehen sein.

Die der Dampfmaschine zugeführte Kohle verbrennt meist nicht vollkommen und bildet auch Ruß. Die erzeugte Wärme geht zu einem großen Teil durch Ausstrahlung, dann mit den Verbrennungsgasen und dem Abdampf verloren. Schließlich ist auch noch der innere Widerstand der Maschine: Reibung u. dgl. zu überwinden, ehe die erzeugte Kraft als Arbeitsleistung zu wirken beginnt.

Da das Säugetier Eigenwärme hat, wird wohl ein guter Teil der Futtermittel auch aus Kohlenstoff bestehen. Da es aber seinen Körper selbst aufbaut und erhält, wird mit dem Kohlenstoff oder Kohlenstoffverbindungen nicht das Auslangen zu finden sein. Was hinzukommen muß, sind: Eiweiß, Mineralstoffe und die noch unerforschten, aber doch sehr wichtigen Lebensstoffe oder Vitamine.

Wie bei der Dampfmaschine geht auch bei unsern Haustieren von der in den verabreichten Stoffen enthaltenen Kraft viel verloren. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, will ich solche Verluste aufzählen. Da sich vor allem die Wärmeverluste: Ausstrahlung, dann die Wärme der ausgeatmeten Luft, der Ausscheidungen und der Milch. Kraftverluste: alle ungenützten Bewegungen im Stall wie z. B. Aufstehen, Niederlegen, Fliegenabwehr u. dgl., ferner alle willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen zur Aufnahme und Verarbeitung des Futters, Erregungszustände; endlich Stoffverluste: unverdaute Nahrung, Stoffwechsel, Haarwechsel, Klauenabnützung u. s. w.

Wer seinen Tieren nur so viel zu fressen gibt, daß sie weder zunehmen noch abnehmen, aber nicht imstande sind, etwas zu leisten, der gleicht einem Manne, der eine Dampfmaschine gut instand hält und dauernd schwach heizt, nur so viel, daß gerade die Wärmeverluste ausgeglichen werden. Für sehr klug werden wir einen solchen Mann nicht halten. Das Futter, das zur Erhaltung des Lebens gerade ausreicht, nennen wir Erhaltungsfutter.

Den Heizwert eines Brennstoffes mißt man nach Grammkalorien oder — wenn nichts besonderes beigefügt ist — einfach nach Kalorien. Eine Kalorie ist die Wärmemenge, die man einem Liter Wasser zuführen muß, um seine Temperatur um einen Celsiusgrad zu erhöhen. Wenn es also heißt: 1 Kilogramm Braunkohle habe 4000 Kalorien, so bedeutet das: Verbrenne ich ein Kilogramm Kohle ohne Wärmeverlust, so lassen sich damit 4000 Liter Wasser um 1 Grad Celsius erwärmen. Die Nahrungs- und Futtermittel bewertet man auch nach solchen Wärmeeinheiten, doch ist das, wie wir schon gesehen haben und noch sehen werden, nicht das Richtige.

Wer mit einer Dampfmaschine zu tun hat, weiß aus Erfahrung folgendes: Es ist nicht gleichgültig, ob man gute oder schlechte Kohle verwendet. Die schlechte Kohle kann trotz billigeren Preises teurer zu stehen kommen als die gute. Es ist ferner von Belang, ob man es mit einer guten Maschine zu tun hat oder mit einer schlechtgebauten oder altersschwachen. In die schlechte Maschine kann man Kohle hineinstopfen, als ob man beim lieben Höllenteufel auf Gewinnanteil angestellt wäre, aber der Zeiger des Dampfdruckmessers will nicht weiter rücken, während bei gleicher Feuerung die gute Maschine durch Dampfausblasen schon Ueberdruck anzeigt. Uebermäßiges Heizen ist so schlecht wie allzu große Sparsamkeit mit dem Heizmittel. Schließlich weiß jedermann, daß der Maschine nicht mehr zugemutet werden darf, als sie leisten kann. Einen Dreschkasten, der bei durchschnittlicher Beanspruchung zwanzig Pferdekräfte erfordert, darf man nicht an eine Lokomobile hängen, die im äußersten Falle zwölf Pferdekräfte entwickelt.

Was wir bei der Dampfmaschine leicht begreifen, geht uns schwer in den Kopf, wenn es sich um den Körper des lebenden Tieres handelt. Wir achten wenig auf den Wert des Futters, wenig auf die Leistungsfähigkeit des Tieres und füttern bald zu viel, bald zu wenig, oft auch einseitig und treiben häufig unbewußt große Verschwendung.

Will einer richtig füttern, dann muß er sich über folgende Grundbegriffe klar sein:

Das Tier braucht eine gewisse Futtermasse, damit seine Verdauungswerkzeuge voll beschäftigt seien. Füttert man noch so gehaltvoll, aber zu wenig an Masse, so wird das Vieh vor Hunger brüllen, übrigens auch die verabreichten Nährstoffe nur unvollkommen verdauen. Als Maßstab für die Futtermasse hat man das Gewicht des verabreichten Trockenstoffes (der Trockensubstanz) gewählt. Dieses Gewicht erhält man, wenn man den in den Futtermitteltabellen angegebenen Wassergehalt von der zugrunde gelegten Gewichtseinheit abzieht. Wiesenheu enthält z. B. 143 Tausendstel Wasser, 1 Kilogramm somit 143 Gramm, somit Trockenstoff im Kilogramm 1000 Gramm weniger 143, d. i. 857 Gramm.

Das Zweite, was zu beachten ist, ist der Stärkewert, d. i. der zugeführte Brennstoff. Dieser Wert ist aus den Tabellen ohne weiteres zu ersehen.

Da aber das Tier doch keine Maschine ist, sind noch andere Stoffe notwendig, vor allem das Eiweiß, der eigentliche Träger des Lebens. Eiweißarten gibt es unendlich viele und sie sind nicht alle von gleichem Wert. Das Tier baut aus dem aufgenommenen Futtereiweiß sein Körpereiweiß auf. Will man sicher gehen, daß es alle Bausteine vorfindet, dann muß man möglichst viele Eiweißarten verfüttern. Jungtiere und milchgebende Tiere brauchen selbstverständlich eiweißreichere Nahrung als Zugtiere und Masttiere, besonders wenn diese ihr Wachstum schon beendet haben.

Um die Mineralstoffe braucht man sich, wenn man ausreichend und abwechslungsreich füttert, nicht sehr zu kümmern. Sie sind gewöhnlich in genügender Menge vorhanden. Im Winter ist es aber doch gut, etwas Viehsalz und Schlemmkreide oder Futterkalk dem Schüttfutter beizumengen.

Vitaminreich ist alles Naturfutter als: Grünfutter, Futterrübe, rohe Kartoffeln, Silofutter, dann auch, wenn auch weniger, Heu, Getreidekleie, Schrot usw. Wenn abwechslungsreich gefüttert wird, ist die Gefahr des Vitaminmangels nicht sehr groß. Tritt er aber ein, dann hat er schwere Gesundheitsstörungen zur Folge.

In diesem Winter muß uns wohl vor allem daran liegen, unsere Milchkühe in gutem Stand und bei Leistung zu erhalten. Es wird daher die Angabe des Futterbedarfes von Wichtigkeit sein. Im Grundfutter sollen für ein Lebendgewicht von 500 Kilogramm enthalten sein: 9 Kilogramm Trockenmasse mit 3 Kilogramm Stärkewert und 0,4 Kilogramm Eiweiß. Für je 5 Kilogramm Milchleistung wären 1.5—2 Kilogramm Trockenmasse mit 1 Kilogramm Stärkewert und 0.2—0,3 Kilogramm Eiweiß zuzulegen. Auch am Jungvieh darf nicht gespart werden, weil Versäumtes nie wieder gut zu machen ist. Man verabreicht bis zu einem halben Jahr und zwei Doppelzentner Lebendgewicht: 5 Kilogramm Trockenmasse mit 3,2 Kilogramm Stärkewert und 0,6 Kilogramm Eiweiß; bis zu einem Jahr und drei Doppelzentner Gewicht: 8 Kilogramm Trockenmasse mit 3,5 Kilogramm Stärkewert und 0.7 Kilogramm Eiweiß; bis zu 2 Jahren und bis 9 Doppelzenter Gewicht: 9 Kilogramm Trockenmasse mit 3.5 Kilogramm Stärkewert und 0.6 Kilogramm Eiweiß.

O weh! Das ist eine trockene Abhandlung geworden. Ich will nur hoffen, daß sich nun keiner irrt und die Dampfmaschine mit Heu heizt und den Tieren Kohle in die Krippen schüttet. Im übrigen verspreche ich, im Frühjahr den Gegenstand noch einmal zu behandeln.

Landwirtschaft und Tierzucht

Wie man zur Maul- und Klauenseuche kommen kann.

Eine wahre Hundegeschichte.

Dr. Vonnahme-Braunsberg.

„Hektor, der so manche Nacht,
Haus und Hof so treu bewacht,
Der oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden.
Dieser Hektor wurde krank —
Jetzt frißt er wieder, Gott sei Dank!"

Einem Besitzer im ermländischen Dorfe B. fiel es auf, daß sein treuer Haushund, bisher ein Muster von Häuslichkeit und Pflichttreue, in letzter Zeit seinen Dienst in unverantwortlicher Weise vernachlässigte. Unser Hektor führte ein wahres Vagabundenleben und nicht einmal zu den Mahlzeiten stellte er sich pünktlich ein. Er mußte in schlechte Gesellschaft, die bekanntlich gute Sitten verdirbt, geraten sein. So wurde man im Familienrat darüber einig, daß er nur durch Anketten oder Einsperren auf den Weg der Tugend zurückgeführt werden könnte. Doch am nächsten Morgen bot unser Hektor das Bild des wahren Jammers. Wie ein vom bösen Zipperlein geplagter, wimmernd, winselnd und humpelnd auf allen Vieren schleppte er sich mühsam weiter und lag tagelang regungslos in seiner Bude. Nun war man ratlos und in ernster Sorge. Was sollte man tun, den Tierarzt holen? Nein, das ist in diesen schlechten Zeiten zu teuer. Weder der kluge Nachbar noch das von A bis Z durchgeblätterte Tierarzneibuch von anno tobak konnte Aufschluß geben. Sollte auch etwa ein sich zur Miterziehung berechtigt oder verpflichtet fühlender Nachbar, vielleicht auch aus Niedertracht, unserm Hektor eine schwere Tracht Prügel verabfolgt haben? Wer konnte es wissen! Die größte Wahrscheinlichkeit hatte und behielt die Behauptung des Nachbarn. Der Hund leidet an „Verdichtung". Fand man doch bei der Bude als untrügliches Beweismittel einen Kalbsfuß. Und bei der großen Abneigung gegen vegetarische und dafür um so größere Vorliebe für Fleischkost lag es nahe, daß Hektor ein hinter einer Scheune oder einer Hecke verluderndes Kalb gefunden und mit Haut und Haar bis auf den letzten Hinterhazen verspeist hatte. Es war nämlich Spätherbst, die Zeit der Hundehochzeiten, bei denen es bekanntlich viel zu laufen aber wenig zu fressen gibt.

Ein Unglück kommt selten allein. Nach wenigen Tagen wurde eine Kuh krank, dann eine zweite, bald ein dritte. Das alte Tierarzneibuch wurde wieder gewälzt! Der nun wegen Seuchenverdachts alarmierte Kreistierarzt stellte sowohl beim Hunde wie beim Vieh Maul- und Klauenseuche fest. — Soweit entbehrt die Geschichte nicht eines tragikomischen Beigeschmacks. Aber sie enthält auch bittre Wahrheit und ernste Lehren. Zeigt sie uns doch deutlich, welch verhängnisvolle Rolle vagabundierende Hunde bei der Verschleppung der Maul- und Klauenseuche spielen. Daß Hunde, namentlich junge Hunde, für diese Seuche empfänglich sind, ist eine alte bekannte Tatsache. Selten jedoch erkranken Hunde schwer, wie in diesem Falle. Geschwüre zwischen den Zehen, an der Zunge und Maulschleimhaut ließen über das Wesen der Krankheit keinen Zweifel aufkommen. Andrerseits sehen wir auch die Folgen der hierzulande herrschenden traurigen Abdeckereiverhältnisse. Wie weit verbreitet ist es noch, daß im Freien, in Vieh-, Schweine-, im Schafstalle die notgeschlachteten oder krepierten Tiere abgedeckt und ausgeweidet werden. Die Bakterien finden so Gelegenheit, sich zu vermehren und auszubreiten und ganze Bestände zu verseuchen. Nötigenfalls besorgen noch wie hier Hunde- und andere Fleischfresser die Verschleppung der Krankheitserreger. Diese Verhältnisse sind eines modernen Kulturstaates unwürdig.

Am meisten gelernt haben hoffentlich aus dieser Hundegeschichte Hektor, sein Herr und der kluge Nachbar. Der letztere nahm nämlich für seine gutgemeinten Tierarztdienste an Hektor kein Honorar, wohl aber einen frohwüchsigen Ableger der Maul- und Klauenseuche mit nach Hause. Von hier aus ist die Seuche heute schon weiter und über alle Berge. Verschleppt hat sie aber diesmal nicht ein Hund, sondern ein Esel.

Die Ueberwinterung des Viehes im Stalle.

Die Stallungen sind rechtzeitig für die Ueberwinterung des Viehs vorzubereiten. Die Innenräume sind von Spinngeweben und Schmutz zu reinigen, mit Kalk zu weißen. Fenster und Türen zu dichten, die fehlenden Fensterscheiben einzusetzen, da das Licht für die Gesundheit des Viehs unbedingt notwendig ist, und überdies Krankheitskeime vom Licht getötet werden. Jedoch soll das Verdichten der Türen und Fenster für den Winter nicht derart erfolgen, daß sie den ganzen Winter nicht geöffnet werden können. Im Gegenteil, Pflicht jeden Viehzüchters ist es, täglich?

1. Im Winter das Vieh wenigstens für 1—2 Stunden ins Freie zu lassen, damit es wenigstens auf den Wegen, die bei Glatteis mit Sand, Asche oder Hexel zu bestreuen sind, sich ergehen kann. Diese Bewegung ist für das Vieh unbedingt notwendig, da frische, gesunde Luft und die Bewegung ausgezeichnet auf den Gesundheitszustand des Viehs einwirkt.

2. Die Fenster der Stallungen sind tagtäglich zu öffnen (u. zwar am besten in der Zeit, in der das Vieh sich im Freien bewegt), damit die frische Luft in die Stallungen eindringen kann. Die Fenster sollen von oben nach unten zu öffnen sein, damit die kalte Luft zuerst an die Stalldecke gelangt, und nachdem sie sich dort ein wenig erwärmt hat, auf das Vieh einwirkt. Zugluft ist jedoch im Stalle strengstens zu vermeiden.

Von manchen wird hartnäckig behauptet, daß im Winter die Stallfenster nicht zu öffnen seien, damit sich das Vieh nicht „erkälte", ebenso, daß durch das Oeffnen der Fenster „der Stall kalt werde". Diese Ansicht ist durchaus irrig. Das Vieh, das täglich in der frischen Luft Bewegungen macht, wird „abgehärtet", ist sowohl gegen Erkältungen widerstandsfähig, wie auch gegen alle anderen Krankheiten. Was die Behauptung anbetrifft, daß es im Stall kalt wird, so muß man sich ein für alle Male merken, daß die stickige, faulige Luft viel schwerer zu erwärmen ist, als frische, ja selbst frostige Luft, denn solche „kalte", aber frische Luft erwärmt sich sehr rasch, dem Vieh wird es warm, und es hält sich in frischer Luft auf.

Was die Temperatur anbetrifft, die in den Stallungen herrschen soll, so hat sie für jede Art von Vieh ständig eingehalten zu werden, und zwar soll für Kühe die Temperatur etwa 18—20 Grad Celsius, Pferde 15—18, im Schweinekoben 15 und in Schafstallungen 10—15 Grad. Um eine solche Temperatur in schlechten, leicht erbauten Stallungen zu haben, muß man die Wände mit Strohmatten bedecken und von außen mit Lehm bekleben, oder, wie es bei uns zu Lande üblich ist, mit Reisig verkleiden.

Vom Tränken unserer landwirtschaftlichen Haustiere.

Prof. Dr. Klimmer-Leipzig gibt als durchschnittliches Maß an, daß der Wasserbedarf auf 1 Kilogramm lufttrockene Futterstoffe ausmacht, beim Schafe etwa 2 Liter Wasser, Pferde 2—3, Mastrind 3—4, Ochsen 3—5, bei der Kuh 4—6, beim Schwein 6—8 Liter. Darnach ergeben sich täglich für ein großes Haustier etwas 40—50, für ein kleines 8—12 Liter Wasser.

Als beiläufiger Tagesbedarf kann angenommen werden für ein ruhendes Pferd 20 bis 30, für ein arbeitendes 30—40 Liter, für ein trockenstehendes Rind 30—40, für eine frischmelke Kuh 50—70, für ein Schaf 1½—3, für ein Schwein 6—8 Liter.

Bei Grünfutter ist weit weniger Wasser nötig, es genügt hier ein Viertel bis ein Drittel des angeführten Tagesbedarfs.

Beim Tränken des Milchviehes muß man anders verfahren wie beim Tränken der wachsenden Tiere und des Mastviehes. Es ist bekannt, daß die Milchkühe, wenn sie zu reichlichem Saufen veranlaßt werden, viel Milch geben. Zur Ergänzung von Milch brauchen die Kühe aber auch viel Eiweiß. Sie müssen also viel und zugleich eiweißreiches Futter erhalten. Geschieht dies nicht, werden aber die Kühe doch zu reichlicher Wasseraufnahme veranlaßt, so wird dem Körper das zur Milchbildung erforderliche Eiweiß entzogen und die Tiere magern ab, namentlich, wenn es sich um gute Milchkühe handelt!

Noch soll bemerkt werden, daß Pferden, die man zu raschen Leistungen verwenden will, wenig Wasser gegeben werden darf, dieselben sind nach und nach daran zu gewöhnen, mit wenig Wasser auszukommen.

Das Tränkwasser soll möglichst rein, frei von fäulnisfähigen Stoffen sein und eine Temperatur von 12—14 Grad Celsius haben.

Genügend Fleischfutter für Hühner und Enten.

Finden die Tiere im Freien keine Insekten, Larven, Schnecken und Würmer, so soll man ihnen auch etwas Fleisch zum Futter geben. Das bewirkt frühzeitiges Legen. Am besten gibt man das Fleischfutter in Form von täglich etwa 10 bis 15 Gramm Fleischfuttermehl neben dem übrigen Futter. Auch Fleischabfälle aus der Küche, weichgekochte Knorpel, Schlachtabfälle usw. können die Insekten usw. der sommerlichen Ernährung ersetzen. In gewissem Grade kann man Milch und Käsequark dem Fleischfutter gleichsetzen.

Gemüse-, Obst- u. Gartenbau

Verpacken von Bäumen und Sträuchern für den Transport.

An der Baumverpackung für den Transport ist immer und immer wieder zu mäkeln, denn unzulässig wie sie ausgeführt wird, bringt sie dem Empfänger Schaden. Und doch ist es gar nicht so schwer, die Bäume gegen den Einfluß der trockenen Luft und des Frostes, den beiden Hauptfeinden der Versandbäume, zu schützen, wenn das Geheimnis des Verpackungsmaterials für die Wurzeln beherrscht wird.

Stroh ist nach wie vor das billigste und beste Verpackungsmaterial für die äußerste Umhüllung der Bäume. Zum Einpacken der empfindlichen Wurzeln eignet es sich jedoch keineswegs, da es sich diesen nicht anschmiegen kann, weil es viel zu hart und steif ist. Auch der Trick, es vorher anzufeuchten, der vielfach geübt wird, nützt wenig, da es rasch wieder austrocknet. Das trocken verwendete Stroh entzieht den Wurzeln die Feuchtigkeit, und sorgt besonders für die Vertrocknung der Saugwurzeln, ganz besonders dadurch, daß es der Luft freien Zutritt gestattet. Durch diese Durchlässigkeit kann es auch Frostschaden nicht verhindern.

So bringen all diese Uebelstände bei der Strohverpackung es mit sich, daß die Bäume an ihrem neuen Standort nicht gedeihen wollen und zum Leid des Besitzers nach kurzer Zeit des Siechtums absterben.

Ist man nun genötigt, Bäume und Sträucher welcher Art sie auch seien, von auswärts zu beziehen, so sollte man ausdrücklich bei der Bestellung darauf hinweisen, daß die Wurzeln in feuchtes Moos eingepackt sein müssen. Das Moos, wenn es richtig um die Wurzeln verteilt wird, ist das einzige Material, jene vor Trockenheit und Frost zu bewahren, auch dann, wenn sie wochenlang unterwegs sind. Das ganze Wurzelwerk soll in feuchtes Moos eingehüllt und diese Umhüllung, ferner Stamm und Krone durch Langstroh, geschützt werden. Bei besonders wertvollen Gewächsen ist sogar eine Moosumhüllung des ganzen Stückes zu empfehlen. Kommt nun ein solches Baumpaket auf einem langen Reiseweg in eine Frostzone, so kann ihm diese nichts anhaben, wenn man dieselbe, ohne sie auszupacken, in einen kühlen, frostfreien Raum bringt und das Ganze dort auftauen läßt. Der Frost zieht dann ganz allmählich aus den Wurzeln, genau wie es im Erdboden auch geschehen würde. Wurde nun diese Vorsicht in der Verpackung nicht geübt, und sind die Gewächse auf der Fahrt ausgetrocknet, so wäre es ihr sicherer Untergang, wenn man sie sofort auspflanzen wollte. Man muß dann Geduld üben und Arbeit nicht scheuen. Ein entsprechend langer, breiter und tiefer Graben wird angelegt. Die Gewächse werden in diesen gebracht und ungefähr 20 Zentimeter hoch mit Erde bedeckt, die man außerdem noch, wenn sie trocken ist, mit angewärmtem Wasser überbraust. So ruhen sie einige Tage und werden, wenn noch irgend Lebenskraft in ihnen vorhanden ist, sich rasch erholen, indem ihre Rinde wieder Glätte und Frische erhält. Erst nun werden sie sofort an ihren Bestimmungsort gepflanzt, und zwar am besten bei milder Witterung und regenfeuchter Luft.

M. Schneider.

Wann verpflanzt man ältere Beerenobststräucher?

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Herbst für alle zu pflanzenden jungen Sträucher der günstige Zeitpunkt ist, trotzdem es auch hier immer wieder verschiedene Meinungen gibt. Sie sind berechtigt, sobald höhere Empfindlichkeit des betreffenden Strauches sich in krassem Gegensatz zum Winterklima stellt, das somit schon das denkbar ungünstigste sein und dadurch den empfindlichen Strauch gefährden müßte. Von einer derartigen Empfindlichkeit kann aber nur bei unausgereiften Obststräuchern oder vielfach auch bei Aprikosen und Pfirsichen, die an sich schon Sorgenkinder des heimischen Obstbaues sind, die Rede sein. Wenn nun schon die Herbstpflanzung für junge Bäume und Sträucher das geeignetste ist, so gilt das viel mehr noch von älteren Obststräuchern, insonderheit von Beerenobststräuchern, die aus irgendwelchen Gründen ihren Standort wechseln müssen. Wann ist nun aber der genaue Zeitpunkt des Umpflanzens? Vielfach ist es üblich, den Strauch umzusetzen zu einer Zeit, wenn noch grünes Laub an den Zweigen hängt, also etwa Ende August bis Mitte September. Man will auf diese Weise noch das Anwachsen der Sträucher, somit Bewurzelung, vor Eintritt der Kälte erwirken in der Annahme, sie seien dann gegen ungünstige äußere Einflüsse widerstandsfähiger. Das stimmt, wenn der Winter zufällig sehr milde ausfällt. Um so unangenehmer sind andererseits die Erfahrungen nach harten Wintern. Mit der Neubildung der Faserwurzeln sind auch die Triebknospen angeregt und zum Teil ausgeschossen. Der Frost hat die in diesem Stadium empfindlichen Organe zerstört, und im Frühjahr sieht man viele trockene Spitzen und schwarze Knospen, die, wenn sie nicht rechtzeitig entfernt werden, dem Strauch in seiner Weiterentwicklung ein Hindernis sind und ihn zu ungleichmäßiger Ausbildung seines Kronenkörpers veranlassen. Viel bessere Erfahrungen hat man mit dem späteren Versetzen der Sträucher gemacht. Ob das im Oktober oder im Dezember geschieht, ist dabei zunächst nebensächlich. Hauptsache ist, daß der Trieb abgeschlassen, die Blätter infolgedessen abgeworfen und der Boden offen ist. Jedes von selbst abfallende Blatt hat in normalem Zustande die in ihm verarbeiteten Stoffe an den Strauch zurückgegeben und somit zu einer Kräfteansammlung für das kommende Jahr beigetragen. Entfernt man die Blätter aber vorzeitig oder läßt man sie durch vorzeitiges Versetzen des Baumes vertrocknen, so sind sie mit ihrem kostbaren Inhalt für gewöhnlich dem Strauch verloren. Oft erfolgt nicht einmal die genügende Ausreife der Jahrestriebe, und das zarte Holz ist ständig durch Frost gefährdet. Das Wachstum der Wurzeln, gleichsam die Mobilisierung der in ihnen aufgespeicherten Stoffe beginnt schon im Januar, und damit setzt gleichzeitig die Neubildung von Faserwurzeln ein, die wiederum das Wachstum an der Strauchkrone einleiten. Die ausgereiften Augen werden ohne Störung austreiben. Bis Anfang Januar müßten darum die Sträucher spätestens im Boden sein. Ist dieser trocken und wasserdurchlässig, dann vom Blattabfall ab angefangen je früher, um so besser; die immer wieder abziehende Bodennässe kann dem ruhenden Wurzelkörper nichts anhaben. Mehr schon in einem von Natur aus nassen, schweren Boden, in dem die Feuchtigkeit sehr leicht stagnierend wird und empfindliche Wurzelteile (faulige oder beschädigte) angreift. Darum hat es hier keine so große Eile mit dem Umpflanzen. Je später in der ersten Winterhälfte man es vornimmt, um so weiter sind noch die Lufträume im Erdreich, je größer somit die Möglichkeit der Erwärmung und wiederum auch der Neubildung von Faserwurzeln.

Genossenschaftswesen

Grenzen genossenschaftlichen Könnens.

Es gibt leider noch so viele sogenannte Auchgenossenschaftler, die keine Grenzen in den Leistungen der Genossenschaften sehen oder sehen wollen. Es sind das Leute, die den Begriff „Genossenschaft" ausschließlich von „Genießen" herleiten und die eben alles von der Genossenschaft verlangen, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, wie die Genossenschaft das alles anstellt. Diese Leute verlangen z. B. von der Warengenossenschaft nicht nur sämtliche Düngemittel in einwandfreier Ware, mindestens einmal nachuntersucht und zu Syndikatspreisen und mit kleinen Zugaben, Uebergewicht usw. Auf der anderen Seite verlangen sie als Aequivalent für einige solche Bezüge, daß die Genossenschaft ihr Getreide auch dann zum vollen Preise annimmt, wenn die Ware mangelhaft ist in Größe, Farbe und Geruch. Am schlimmsten und verhängnisvollsten aber sind die Ueberforderungen und Zumutungen, die an die Genossenschaft in bezug auf Kreditgewährung gestellt werden. Es gibt Mitglieder, die die Kreditgewährung auch bei der Warengenossenschaft als ihr gutes Recht ansehen, das zu nichts verpflichtet und die es unerhört finden, wenn die Genossenschaft für Kreditgewährung etwas Schriftliches fordert, oder gar nach Sicherheit fragt und auf die Hereinbringung von Sicherheiten besteht, Rückzahlung und Abzahlung verlangt. Geschieht besonders letzteres, dann droht zunächst einmal das Mitglied mit dem sofortigen Abbruch seiner geschäftlichen Beziehungen, macht die Genossenschaft so schlecht wie nur möglich und wartet trotzdem mit der Abzahlung so lange, bis die Genossenschaft schließlich gezwungen wird, ernst zu machen und ihre Forderung einzuklagen. Dabei haben solche Leute oftmals noch nicht einmal das Gefühl des Unrechts, nein, sie glauben im Recht zu sein, eben weil sie sich nicht klar machen, in welcher Lage eigentlich die Genossenschaft ist und daß der Genossenschaft auch keine Wunderkräfte zur Verfügung stehen. Wenn die Genossenschaft ihren Kunden mehr bieten will wie jeder andere Betrieb, so müssen diese Genossenschaftskunden, das sind die Mitglieder, auch mehr leisten wie die Kunden anderer Unternehmen; sie müssen beispielsweise von selbst kommen und sich nicht holen und werben lassen, müssen mit einem Wort mitarbeiten. Das Geheimnis des Erfolges der Genossenschaft liegt doch nur darin, daß durch das Zusammenarbeiten vieler in einer Genossenschaft, Leerlaufarbeit und Gegenarbeit vermieden werden, welche sonst bei jedem anderen gewerblichen Betrieb, bei welchen die Kunden nicht Mithelfer des Unternehmens sind, notwendigerweise geleistet werden muß. Der Genossenschaftler unterscheidet sich doch gerade dadurch so vorteilhaft von den Kunden, daß, während letzterer nur den eigenen Vorteil sucht, der Genossenschaftler seinen persönlichen Vorteil mit dem Vorteil der Gesamtheit in Einklang zu bringen sucht, zum Vorteil leider. In je größerem Umfange dies erfolgt, um so wirkungsvoller muß der genossenschaftliche Zusammenschluß sein. In die Praxis des täglichen Lebens übersetzt, heißt das, je mehr ein Genosse für die Genossenschaft tut, je mehr wird die Genossenschaft für ihn leisten können, und je weniger ein Mitglied die Genossenschaft unterstützt, desto weniger wird es von ihr erwarten können.

Besonders für die Kreditgewährung bestehen auch in einer Genossenschaft enge Grenzen. Dies gilt für die Höhe, Dauer und Form der Kredite. Die Höhe der Kredite ist schon gesetzlich beschränkt. Gemäß § 49 des Gen.-Ges. muß die Generalversammlung die Höchstgrenze für Kreditgewährung festsetzen. Wohl verstanden handelt es sich hier um eine Höchstgrenze bei Krediten. Auf diesen Höchstkredit aber hat kein Mitglied Anspruch. Die Genossenschaft ist lediglich berechtigt, wenn sonst keine Gründe dagegen sprechen, bis zu dieser Höhe in ihrer Kreditgewährung zu gehen. Meistenteils sprechen aber sehr viele Gründe dagegen. Zuerst hat die Genossenschaft in eine Prüfung der Sicherheiten einzugehen; dabei genügt nicht die Feststellung, daß der betr. Schuldner Inhaber eines größeren Betriebes ist. Die Genossenschaft wird sich davon überzeugen müssen, daß er auch wirklich Eigentümer des Betriebes ist, sie wird sich ferner nicht bloß vom Einkaufswert, sondern auch von dem Nutzungswert des Betriebes überzeugen müssen, und schließlich wird die Genossenschaft Erklärungen verlangen müssen, durch welche die Genossenschaft die Haftung des Besitzes für den gegebenen Kredit sicherstellt, d. h., Eintragung von Grundschulden, Uebereignung von Inventar, Vorräten, Forderungen, Wertpapieren usw. Ist dies erfolgt, so ist auch dann noch lange nicht die Kreditgewährung bis zur Höchstgrenze gemäß § 49 gerechtfertigt. Eine solche kann unter der Voraussetzung der Sicherstellung nur dann erfolgen, wenn die Kapitalmittel der Genossenschaft es erlauben. Die Kapitalmittel der Genossenschaft erlauben eine solche Kreditgewährung bis zur Höchstgrenze aber nicht, wenn viele andere Mitglieder, infolge dieser hohen Kreditierung der Genossenschaft an einige wenige Mitglieder, ohne Kredit bleiben müssen, obwohl sie für den von ihnen beantragten Kredit genügend gute Sicherheiten bieten könnten und wollten. Streben der Genossenschaft muß es sein, alle Genossen möglichst gleichmäßig zu befriedigen, d. h., zwar nicht jedem Genossen den gleichen Kreditbetrag zu gewähren, sondern möglichst den gleichen Prozentsatz des Kreditbedarfs bei allen Genossen zu decken. Schließlich ist die Höhe der Kreditgewährung auch noch von der Zusammensetzung des Kapitals abhängig, welches die Genossenschaft für die Kreditgewährung zur Verfügung hat. Besteht dieses Kapital fast ausschließlich aus Eigenkapital, Geschäftsguthaben und Reserven, oder auch aus sicheren Spareinlagen, mit deren Verbleiben in der Genossenschaft mit Sicherheit gerechnet werden kann, dann wird die Genossenschaft im wesentlichen nur auf die vorgenannten Gesichtspunkte Rücksicht zu nehmen haben. Wenn aber das der Genossenschaft für Kreditgewährung zur Verfügung stehende Kapital sich zu einem großen Hauptteil aus täglich abrufbaren Depositen und größeren, ebenfalls kurzfristig kündbaren Bankkrediten zusammensetzt, wird die Genossenschaft auf die Liquidität der von ihr gegebenen Kredite entscheidenden Wert legen müssen. Es darf der Genossenschaft dann nicht mehr genügen, daß sie alle Mitglieder bei guter Sicherheit gleichmäßig mit Kredit befriedigt hat, sondern sie darf dann auch die Kredite nur so anlegen, daß sie die Kredite wieder kurzfristig aus den Kreditnehmerbetrieben herausziehen kann, mit anderen Worten, sie muß darauf achten, daß die Kredite Betriebskredite bleiben und aus den Erträgnissen des Betriebs ständig wieder herausgewirtschaftet werden können. Erfolgt dies nicht, so wird zwangsmäßig die Genossenschaft, wenn ihr von der Zentrale Kredite gekündigt werden, in Schwierigkeiten geraten, die die Genossenschaften nicht nur in Verluste, Verzugszinsen, Protestunkosten hineinbringen können, sondern unter Umständen sogar den Zusammenbruch oder jedenfalls die Mißkreditierung der Genossenschaft in ihrem Kundenkreis zur Folge haben können.

Niemals darf eine Genossenschaft zu einer unterschiedlichen Behandlung der Mitglieder kommen, ohne daß von diesen Mitgliedern besondere Leistungen vorliegen. Die Genossenschaft wird dadurch allzu leicht als parteiisch verschrien werden, und der Glaube an die Gerechtigkeit der Genossenschaftsleistungen könnte gar zu leicht erschüttert werden. Letzteres aber würde den Untergang des Gemeinsinns und der Gemeinschaftsarbeit bedeuten. Vor allem haben sich deshalb die Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrats vor Vergünstigungen in acht zu nehmen. Sie haben als Mitglieder des Vorstands- und Aufsichtsrats keine Vorrechte, sondern im Gegenteil die Pflicht, den anderen Mitgliedern der Genossenschaft ein gutes Beispiel zu geben. Hoch verschuldete Mitglieder, die Anspruch auf vorzugsweise Behandlung von seiten der Genossenschaft erheben, gehören deshalb nicht in den Vorstand und Aufsichtsrat. Sie sollten, bevor sie solche Anträge stellen, die Konsequenzen ziehen, um nicht die Genossenschaftsleitung in zu schwierige Lage zu bringen, ihnen den Rücktritt nahezulegen.

Bei solcher Einstellung aller Mitglieder muß die Genossenschaft Erfolg bringen und dann auch in die Lage versetzt werden, den Mitgliedern, die sich hierfür würdig gezeigt haben, besondere Erleichterungen zu gewähren.